



Mut zum Leben

Zeitzeugengespräch mit
Éva Puztai am 19. Januar 2014
anlässlich des 72. Jahrestages
der Wannsee-Konferenz



Mut zum Leben – Zeitzeugengespräch mit Éva Puztai am 19. Januar 2014 anlässlich des 72. Jahrestages der Wannsee-Konferenz

Dr. Kampe: Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie ganz herzlich zur Erinnerung an den 72. Jahrestag der Wannsee-Konferenz vom 20. Januar 1942. Ganz besonders begrüße ich unseren Ehrengast Frau Éva Puztai in Begleitung ihrer Enkelin Luca.

Heute ist auch für mich ein ganz besonderer Tag, weil dies nach 18 Jahren meine letzte Einladung zur Gedenkveranstaltung an die Wannsee-Konferenz als Leiter der Gedenkstätte ist. Im April übergebe ich die Leitung der Gedenkstätte an meinen Nachfolger Herrn Dr. Hans-Christian Jasch. Mein Dank gilt auch Ihnen, die Sie viele Jahre lang der Gedenkstätte die Treue gehalten und unsere Arbeit begleitet haben.

Wie in den letzten beiden Jahren können wir dieses Zeitzeugengespräch wieder hier im Clara-Sahlberg Bildungszentrum durchführen, wofür ich ver.di dankbar bin, da wir in der Gedenkstätte aus räumlichen Gründen keine so große Veranstaltung durchführen können. An dieser Stelle freue ich mich deshalb, Ihnen mitteilen zu können, dass nun noch voraussichtlich in diesem Jahr mit dem Bau eines Seminarhauses auf dem Grundstück der Gedenkstätte begonnen wird, in dem dann u. a. größere Veranstaltungen durchgeführt werden können.

Warum ist es wichtig, die „Staatssekretärsbesprechung“ vom 20. Januar 1942 im Bewusstsein der Öffentlichkeit zu halten? Dazu nur zwei Gründe. Erstens: Das Protokoll der Besprechung dokumentiert auf hoher Regierungsebene die Entschlossenheit zum Völkermord an allen europäischen Juden noch im Verlaufe des Krieges. In dieser Art ist das Dokument einzigartig. Zweitens: Durch die teilnehmenden Staatssekretäre wurde der gesamte deutsche Staatsapparat – auch die traditionellen Ministerien – zu aktiven Mittätern bei einem ungeheuerlichen Staatsverbrechen.

1990 hat Frau Éva Puztai begonnen, sich als Zeitzeugin zur Verfügung zu stellen. Dankenswerterweise sind 2011 ihre Erinnerungen in deutscher Sprache in Buchform erschienen¹. In einer Dokumentation von Christa Spannbaauer und Thomas Gonschior mit dem Titel „Mut zum Leben“² ist sie zusammen mit anderen Auschwitz-Überlebenden zu sehen und zu hören.

Frau Puztai, Sie wurden 1925 in Debrecen, Ostungarn, geboren. Sie hatten eine sehr gut behütete Kindheit in einer großbürgerlichen jüdischen Familie.

Frau Puztai: Vielen Dank. Aber lassen Sie mich bitte zuerst noch folgendes sagen: Auch wenn wir heute Abend nicht in der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz sind, bin ich in meiner Seele doch dort. Als ich die Einladung zur heutigen Veranstaltung bekommen habe, ist mir ein nicht sehr schönes Sprichwort eingefallen: „Die schönste Freude ist die Schadenfreude“. Und ich habe daran gedacht, dass die 15 Teilnehmer an der Konferenz, deren Lebensläufe in der Gedenkstätte hängen, nicht mehr da sind. Der Wind der Geschichte hat sie weggeweht. Und ich bin immer noch da!

Aber so bitter wie es ist, ich weiß es nicht mehr genau, aber 49 oder 51 Mitglieder meiner Familie sind im Holocaust Opfer geworden. Ich hatte das Glück wunderbare Eltern zu haben. Ich habe immer das Gefühl gehabt, dass ich mir die richtigen Eltern „ausgesucht“ hatte. Niemand konnte so sein, wie meine Mutter war und auch niemand so wie mein Vater. Mein Leben lang bin ich ihnen dankbar, vor allem, weil sie streng waren. Sie waren sehr streng und haben uns Kinder sehr puritanisch erzogen. Eine meiner stärksten Überzeugungen ist immer, die vier Wände, in denen man aufwächst, sind die wichtigsten. Mein Leben lang habe ich davon gezehrt, was ich zwischen diesen vier Wänden erlebt habe. Wir waren eine typische, sehr große jüdische Familie. Mein väterlicher Großvater war Schneider, auf ihn bin ich wirklich stolz. Ich denke, dass ich deshalb etwas geschicktere Hände als vielleicht andere habe. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass ich Linkshänderin bin. Ich habe nie nachgezählt, wie viele Stiche mein Großvater gemacht hat, um seine acht Söhne und zwei Töchter von einer Mutter und danach noch zwei weitere Töchter, die sofort in Auschwitz ermordet wurden, zu ernähren und zu erziehen. Also ich habe eine ganze Schar von Cousinen und Verwandten gehabt, die fast alle in Auschwitz gestorben sind. Auf der anderen Seite – und das ist das Typische daran – war die Familie meiner Mutter. Eine sehr große Familie. Ich kann noch nicht einmal sagen, wie viele Familienmitglieder es dort gab. Diese Familie bestand aus wohlhabenden Menschen. Der Großvater mütterlicherseits hatte ein Landgut und

¹ Éva Fahidi: Die Seele der Dinge. Berlin: Lukas Verlag 2011, 239 S., ISBN 978-3-86732-098-6

² Mut zum Leben. Die Botschaft der Überlebenden von Auschwitz. Ein Film von Christa Spannbaauer und Thomas Gonschior. DVD. Berlin: AbsolutMedien 2013, ISBN: 978-3-8488-4008-3

war Züchter der berühmten Lipizzaner Pferde. Es war damals üblich, dass meine Mutter eine große Mitgift bekam, und dass mein Vater, der ja aus ärmlichen Verhältnissen kam, daraus ein Vermögen gemacht hat.

Das ist eben die Tragödie der ungarischen Juden, dass sie deportiert wurden, weil sie meist wohlhabender als andere Menschen waren. Ich bin in einer Klosterschule in Debrecen zur Schule gegangen. Mein Vater war 1936 der Meinung, dass er uns retten könnte, wenn wir zum Katholizismus konvertieren. Ich bereue es bis heute, dass ich überhaupt nichts von der jüdischen Kultur kenne. Leider kann ich auch nicht Hebräisch lesen und aus der Thora weiß ich sehr wenig. Aus der Bibel weiß ich nur so viel, wie man im Katholizismus aus der Bibel lehrt. Den Nonnen bin ich immer noch sehr dankbar, weil sie mir immer das Dasselbe gesagt haben, was man mir auch zuhause gesagt hat. Für ein Kind ist das sehr wichtig. Ich kann mich noch erinnern, wie die Mutter meiner Enkeltochter in die Schule gegangen ist. Da haben wir damals noch den Kommunismus gehabt. Und da wurde den Kindern verboten, Privates in der Schule auszuplaudern. Für ein Kind ist es aber eigentlich doch wichtig, es dazu zu erziehen, dass es die Wahrheit sagt und aufrichtig ist.



Dr. Kampe: Wie hat ihre Familie die Nachbarschaft erlebt? Wie stand es mit dem Antisemitismus in der Nachbarschaft? Wir wissen, dass der Reichsverweser Horthy Bündnispartner von Hitler war. Er hat die NS-Rassegesetze übernommen. Ungarische Juden wurden zur Zwangsarbeit herangezogen. Die Juden in den von Ungarn annektierten Gebieten sind schon Ende August 1941 ermordet worden. Wie war also die Situation kurz bevor die Eichmanntruppe nach Ungarn kam, um die Deportationen aus Kern-Ungarn mit Gewalt durchzuführen?

Frau Puztai: Wir müssen mit der Geschichte etwas früher anfangen. Alle ungarischen Juden haben Trianon³ als eine richtige Katastrophe erlebt, was dazu führte, dass nun die Ungarn in verschiedenen Staaten lebten. Und das war auch für unsere Familie und für die ungarischen Juden eine große Tragödie.

Ich kann das mit dem Schicksal meines Großvaters erläutern. Wir haben den ungarischen Namen „Fahidi“, das bedeutet „etwas mit einer hölzernen Brücke“. Als Kind hatte ich in meinen Büchern – wie das damals so üblich war – ein Ex-Libris mit dem Bild eines kleinen Mädchens, das über eine Brücke geht: das bedeutet Fahidi wörtlich. Fahidi ist – auch noch heute – ein sehr ungarischer Name. Mein Großvater wurde deshalb zur Stadtverwaltung zitiert und dort wurde ihm gesagt, er müsse seinen Namen „slowakisieren“, denn mit so einem ungarischen Namen könne man in der neuen Tschechoslowakei nicht leben. Er war ein sehr, sehr frommer Jude. Er sagte dort in der Stadtverwaltung, er sei schon als Fahidi geboren und werde auch als Fahidi sterben und außerdem habe er Papiere aus dem 18. Jahrhundert, wo der Name Fahidi stehe. Jahrelang musste er sich bei der Polizei melden und hat keinen Pass bekommen, weil er sich geweigert hatte, den Namen zu ändern.

Und so waren „Trianon“ und der Holocaust die beiden großen Tragödien der ungarischen Juden.

³ Am 4. Juni 1920 unterzeichnete Ungarn im Versailler Palais "Grand Trianon" den Friedensvertrag mit den Ententemächten. Deshalb bezeichnet man ihn auch als "Vertrag von Trianon". Dieser regelte nach dem ersten Weltkrieg die Situation Ungarns, das ein Nachfolgestaat Österreich-Ungarns war. Ungarn wurde erst 1919, nach den Verhandlungen mit Österreich, nach Paris eingeladen. Die ungarische Delegation befand sich in Paris in einer ungünstigen Situation, da im "Vertrag von St. Germain", der mit Österreich vereinbart war, schon die entscheidenden Grenzverläufe festgelegt waren. Eine Überprüfung dieser Grenzverläufe und eine Volksabstimmung in den betroffenen Gebieten wurden von den Alliierten abgelehnt. Durch diesen Vertrag verlor Ungarn etwa zwei Drittel seines Staatsgebietes

Dr. Kampe: Kommen wir nun zu der Zeit vor dem April 1944. Wie war zu diesem Zeitpunkt das Leben Ihrer Familie?

Frau Pusztai: Ich muss aber doch noch erläutern, dass mit „Trianon“ Ungarn aufgeteilt wurde. Zwei Drittel des Landes wurden abgetrennt, nur ein Drittel verblieb als Rest-Ungarn. Und so kam es, dass viele Ungarn aus dem abgetrennten Teil zurück nach Rest-Ungarn zogen. Dort gab es aber nicht genug Arbeit für alle. So begann die Verdrängung der Juden. Man muss wissen, dass die ersten Judengesetze im modernen Europa 1920 vom ungarischen Parlament ratifiziert wurden, also etwa 13 Jahre vor der Machtübernahme Hitlers. Dies ist sehr wichtig, um zu erklären, warum der Antisemitismus in Ungarn noch heute so weit verbreitet ist. Das Gesetz schrieb einen *Numerus clausus* vor, nach dem Juden nur 5% der Besucher von höheren Schulen oder Universitäten stellen durften. Nach und nach wurden dann weitere antijüdische Gesetze verabschiedet, so auch 1938, 1939 und 1941, als auch in Deutschland die antijüdischen Gesetze gemacht wurden.

Sehr dankbar bin ich bis heute, dass wir damals in der Klosterschule nicht als Juden schlechter behandelt wurden. Auch zu Hause wurden wir Kinder noch von den antijüdischen Kampagnen abgeschirmt. Erst viel später, am 21. März 1944, habe ich erlebt, was es bedeutet Jude zu sein. Am 19. März kamen die Deutschen nach Ungarn und am 21. März wurde unser Haus von deutschem Militär konfisziert.



Dr. Kampe: Horthy⁴ hat ja anfangs noch versucht zu verhindern, dass so spät – nämlich 1944 bei sich bereits abzeichnender Niederlage von NS-Deutschland – noch die Juden aus Kernungarn und Budapest deportiert werden, auch wenn sie schon Zwangsarbeit leisten mussten. Als er aber dann plante, zu den Alliierten überzuwechseln, kam es zur deutschen Besetzung Ungarns. Die rote Armee stand schon an der Grenze zu Rumänien, als Eichmann nach Ungarn kam, um die letzten 450.000 ungarischen Juden nach Auschwitz zu deportieren. In Ihrem Buch habe ich gelesen, dass Ihre Familie am 29. April 1944 zu einem Sammellager gebracht wurde. Wollen Sie uns darüber bitte etwas erzählen.

Frau Pusztai: Meiner Meinung nach hätte Horthy damals den ungarischen Holocaust vermeiden könne, wenn er das gewollt hätte. Aber er wollte es nicht. Das ganze Land war schon seit 1920 mit Judengesetzen vertraut, wurde feudalistisch und nationalkonservativ regiert. Horthy hat gar nichts dagegen getan, dass man die ungarischen Juden deportiert. Als gegen Ende des Krieges abzusehen war, dass Horthy als Kriegsverbrecher belangt werden würde, hätte er noch im eigenen Interesse die Auflösung des Budapester Ghettos, des letzten

⁴ Miklós Horthy, ungarischer Politiker und als Reichsverweser langjähriges Staatsoberhaupt von Ungarn (1920–1944). Nachdem Horthy am 15. Oktober 1944 Waffenstillstandsverhandlungen mit der Roten Armee aufgenommen hatte, wurde er einen Tag später von SS-Truppen gestürzt und in Bayern interniert. Am 1. Mai 1945 wurde er von der US-Armee befreit und ging 1948 ins Exil.

Ghettos, verhindern können. Aber er hat es nicht getan. In seiner Politik hat er gänzlich versagt. Den Kommunismus sah er als seinen größten Feind. Erst als die Russen schon an den Karpaten standen, hat er sich an die Alliierten gewandt. Er wollte einen bekannten ungarischen Wissenschaftler und Nobelpreisträger zu Verhandlungen mit den Alliierten in die Türkei schicken. Dieses Vorhaben wurde aber durch einen deutschen Spion verraten. Heute wollen einige Rechtsnationalisten Horthy posthum verehren. Wie ich gehört habe, ist kürzlich in einer reformierten Kirche eine Statue von Horthy aufgestellt worden. Ich finde das empörend.

Dr. Kampe: Wie war es dann, als Ihre Familie deportiert wurde?

Frau Pusztai: Seit ich als Zeitzeugin vor Kindern über mein Leben spreche, mache ich mit ihnen immer ein Spiel. Ich verteile weiße Zettel an sie und sage ihnen, schreibt alles auf, was euch lieb ist. Zuerst natürlich die Personen, die euch nahestehen, also eure Eltern, Geschwister, Großeltern und so weiter. Dann schreibt alles andere auf, was euch wichtig ist, also eure Schildkröte, Haustiere, Handy, Computer, Jeans und so weiter. Diese Zettel sind dann von Kindern sehr schnell vollgeschrieben. Dann sammle ich diese Zettel ein und zerreiße sie in ganz kleine Schnipsel. Und wenn die Schnipsel dann langsam zu Boden fallen, sage ich Ihnen, so habe ich damals dagestanden, splinternackt, den Kopf kahlgeschoren und ich hatte nichts mehr. Und die Kinder verstehen sofort, was ich meine. Ich war damals 1944 ungefähr 18 Jahre alt, so alt wie die Kinder, vor denen ich heute spreche. Es ist heute unvorstellbar, was in einem Kind oder einem Jugendlichen vor sich geht, wenn man ihm sagt, du musst dein Haus verlassen, du musst in ein Ghetto. Ich hatte doch auch ein eigenes Zimmer und ich hätte auch viele Dinge gehabt, die ich hätte aufschreiben können. Die Stufen der Erniedrigung damals waren unvorstellbar.

Meine kleine Schwester Ágnes, die damals etwa acht Jahre alt war, hatte einen Hund, einen deutschen Schäferhund, einen schönen, gut erzogenen Hund. Soll sie ihn mitnehmen? Man hatte doch Sommersachen und Wintersachen. Soll man die mitnehmen? Soll man die nicht mitnehmen?



Im Ghetto hatte man einen Platz von zwei mal zwei Metern, also vier Quadratmeter. Das war der Lebensraum im Ghetto für eine Person, auch für meine kleine Schwester, die ihr Leben lang in unserem Garten herumgetollt ist.

Und dann ist sie dort auf ihren vier Quadratmetern gesessen und hat uns angeschaut. Sie hat nicht geweint. Sie hat uns nur angeschaut mit ihren vorwurfsvollen Augen und dachte bestimmt, ihr habt mich nicht genug geliebt, sonst wäre ich doch nicht hier.

Warum geschieht das alles mit mir?

Drei Tage hat die Reise nach Auschwitz-Birkenau gedauert. Achtzig Personen in einem Viehwaggon. Wer schon einmal versucht hat, in einen Viehwaggon hineinzukommen, weiß doch, wie hoch der Einstieg ist. Da muss man Bretter hinlegen, damit man überhaupt hinaufkommt. Achtzig Personen. Im Juni, es war nicht besonders warm, 80 Menschen eingepfercht in einem Viehwaggon, mit den Sachen, von denen sie meinten, dass sie diese unbedingt mitnehmen müssten. Denn ohne diese Dinge kann man ja nicht leben. Und in einem Viehwaggon gibt es keine Toilette, es gibt keinen Wasserhahn und es gibt folglich kein Wasser. Und die Sonne scheint. Zwei Kübel waren da. Der eine sollte der Wasserhahn sein, der andere sollte die Toilette sein für 80 Menschen. Immer wenn ich daran denke, sage ich, was müssen die Menschen erduldet haben, die neben diesem Kübel als Toilette saßen. Drei Tage und drei Nächte auf demselben Platz gesessen. Und es war keine Luft mehr da. Und dann ist man angekommen, ich zum Beispiel in der Morgendämmerung. Es war kein Name an dem Bahnhof. Das erste, was man doch wissen will, ist: Wo bin ich? Und dann waren da die Leute, die die Türen der Waggons aufgerissen haben und gebrüllt haben in einer dem Deutschen ähnlichen Sprache. Sie hatten so gestreifte „Pyjamas“ angehabt und so eine lächerliche Marinemütze auf dem Kopf gehabt. Die haben gebrüllt: „Hinaus! Hinaus!“ Und wenn sie ein Kind gesehen haben, haben sie es angebrüllt und gesagt: „Wie alt bist du?“ Und wenn das Kind gesagt hat 13 oder 14, haben sie weiter gebrüllt und gesagt: „Du bist 16. Und wenn man dich fragt, wie alt du bist, musst du sagen: ich bin 16“. Später haben wir erfahren, dass entschieden wurde, nur derjenige ist arbeitsfähig, der zwischen 16 und 40 Jahre alt ist. Also, sie haben das doch gesagt, um die Kinder zu schützen.



Das Foto wurde am 13. August 1944 in Auschwitz-Birkenau aufgenommen. Die Frauen sind zur Zwangsarbeit Verurteilte, die in Waggons nach Deutschland verfrachtet werden. Es ist die Gruppe, die in den Rüstungsbetrieb Dynamit Nobel nach Allendorf geschickt wurde. Zwei Reihen vor Éva Fahidi läuft Ániko (ganz außen).

Foto: Auschwitz-Album, Yad Vashem

Die Fünferreihe ist die Basis in allen Konzentrationslagern, weil man so besser die Häftlinge zählen konnte: 5, 10, 15 und so weiter. In Auschwitz hat das aber bei der Ankunft nicht funktioniert, weil es diese Leute vom sogenannten Sonderkommando nicht durchsetzen konnten. Dann ist man so dagestanden, mit geschwollenen Füßen vom drei Tage Sitzen im Viehwaggon. Wir waren glücklich, dass wir endlich wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Sehr schnell wurden dann Männer und Frauen separiert. Das ging so schnell, dass ich mich heute nicht mehr daran erinnern kann, was ich wann und wo mit meinem Vater zum letzten Mal gesprochen habe. Ich musste nämlich aufpassen, dass ich nicht auch noch von den Frauen meiner Familie getrennt wurde. Wir mussten ins Lager marschieren, kamen dort zu einer Gruppe von SS-Männern und einigen Frauen unter den Wachmannschaften und wir mussten uns sofort in Fünferreihen aufstellen. In meiner Fünferreihe stand ich auf der einen Seite, neben mir meine Cousine, die mir sehr ähnlich sah. Sie war acht Jahre älter als ich, schön und blond, trug lange Zöpfe. In der einen Hand hatte sie einen kleinen Henkelkorb mit ihrem sechs Monate alten völlig ausgetrockneten Sohn Ferike. An dem anderen Henkel hat sich meine Mutter festgehalten. An der anderen Hand meiner Mutter war meine kleine Schwester und neben ihr die Mutter meiner Cousine. Das war unsere Fünferreihe. Ich muss sagen, dass wir uns, also ich und meine Cousine, sehr ähnlich sahen. Und dann kam Mengele⁵, lächelte uns sehr freundlich an und fragte uns: „Seid ihr Zwillinge?“ Blöde Frage, dachten wir: „Nein“. Er hat dann die Fünferreihe neben mir getrennt. Ich war auf der einen Seite, meine Cousine mit den anderen auf der anderen Seite.

Ich habe es schon so oft erzählt: Für mich ist es die größte Tragödie, dass ich es so schnell gar nicht begriff, dass ich in diesem Moment alle lieben Menschen für immer verloren hatte.

Dr. Kampe: Sie sind dann ins Lager gekommen und haben die ganze Prozedur der Einweisung durchmachen müssen.

Frau Pusztai: Im Lager war alles durchorganisiert. In kürzester Zeit waren wir kahlgeschoren, wir mussten uns ausziehen. Man hat uns Fetzen von Kleidung hingeworfen, die wir anziehen mussten. Die Frage, die mir immer wieder gestellt wird: Wie konnte man nur überleben? Und dann ist in meine neue Fünferreihe meine Cousine Boci, mit richtigem Namen Anna Borbála, gekommen, die mit mir in die Schule ging. Und wir wurden nun eine „Familie“. Ich kann nur sagen, dass uns schnell klar war, dass wir nur überleben werden, wenn wir so schnell wie möglich aus Auschwitz wegkommen. Ich war in unserer Fünferreihe die Älteste mit 18 Jahren. Dann war da, ich muss die Namen sagen, da war ein Mädchen, die hieß Anikó. Und zu ihr muss ich sagen, dass sie gleich nach dem Krieg einen amerikanischen Offizier kennengelernt hat. Sie haben geheiratet und sie sind nach

⁵ Josef Mengele (1911 – 1979) Mediziner und Anthropologe meldete sich 1940 freiwillig zur Waffen-SS. Nach einem Fronteinsatz als Truppenarzt wurde Mengele von Mai 1943 bis Januar 1945 als Lagerarzt im KZ Auschwitz eingesetzt. In dieser Funktion nahm er Selektionen vor, überwachte die Vergasung der Opfer und führte menschenverachtende medizinische Experimente an Häftlingen durch. Er sammelte Material und betrieb u. a. Studien zur Zwillingsforschung und zu Wachstumsanomalien. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde er zwar als NS-Kriegsverbrecher gesucht, aber nie gefasst.

Amerika gegangen. Aber sie war noch sehr jung, als sie die Alzheimer-Krankheit bekommen hat und sie ist sehr jung gestorben. Da war noch ein Geschwisterpaar. Die ältere hieß Lili Glück, ihre Schwester hieß Klári. Lili war ungefähr vier Jahre älter. Lili hatte das Glück, dass wir beide später zusammen im „Schlaraffenland“ in Allendorf arbeiten durften, aber dazu später. Ihre kleine Schwester Klarí war sehr dünn, aber hat überlebt. Sie hat später beim ungarischen Rundfunk gearbeitet, ist aber sehr früh gestorben. Mit 14 Jahren hat sie unter den furchtbaren Umständen in Auschwitz leben müssen. Das hat sich später gerächt.

Meine zweite Hälfte, ich nenne sie so, meine zweite Hälfte, war Anikó, die auch aus Debrecen stammte und dieselbe Klosterschule besucht hatte wie ich, einige Klassen unter mir. Sie war bildschön. „Zweite Hälfte“, weil wir in einer Doppelpritsche geschlafen haben, ich oben, sie unten. 1990 haben wir uns in Stadtallendorf wieder getroffen. Ich wusste nicht, dass sie noch lebte. Nach der Befreiung war sie eine bekannte Bildhauerin geworden. Vor zwei Jahren ist sie gestorben.

Dr. Kampe: Sie waren ungefähr sechs Wochen in Auschwitz. Sie sind dann zur Zwangsarbeit nach Deutschland gebracht worden. Wo sind Sie hingekommen?

Frau Pusztai: Ich muss vorher noch folgendes sagen. Ich lese viele Bücher, auch Bücher über den Holocaust. Als ich in Auschwitz-Birkenau war, war alles unerträglich. Zum Beispiel, waren wir in den Baracken so eingepfercht, dass man kaum einen Schritt nach vorne, hinten oder zur Seite machen konnte. Und das geht einem so auf die Nerven. Und ich lache dann über Spielfilme, die man über Auschwitz-Birkenau macht. Da sieht man in den Filmen schöne Baracken und weit und breit keine Menschenseele. Und die zwei Schauspieler dort plaudern ungestört miteinander. Man konnte das Leben in diesem Gedränge einfach nicht aushalten. Das erste, was wir dann in Allendorf gesehen haben, war unser Lager, das KZ-Außenlager Münchmühle bei Allendorf. Wir waren etwa 1.000 Frauen. Da waren sechs Baracken und wir Frauen sind alle in eine einzige Baracke hineingegangen, weil wir das so von Auschwitz-Birkenau gewohnt waren. Verwundert haben wir dann bemerkt, dass jede Frau für sich ein Bett, eine Pritsche hatte. In Auschwitz gab es nichts, kein Bett, keine Pritsche, man musste auf dem Boden schlafen. Und nun in Münchmühle gab es eine Waschbaracke. Können Sie sich das vorstellen: Eine Waschbaracke. Und da war Wasser, Wasser, Wasser in jeder Menge. Und es gab eine Latrine, keine vollen Kübel, die wir schleppen mussten wie in Auschwitz. Ist das nicht ein Schlaraffenland?

Dr. Kampe: Frau Pusztai, wollen Sie uns bitte von dem Zwangsarbeitslager, von dem „Schlaraffenland“, erzählen. Wir müssen noch erklären, wo das war. Das war in Allendorf, in der Nähe Marburg in Hessen, in einem großen Rüstungsbetrieb. Dieser Rüstungsbetrieb wurde von der Firma Dynamit Nobel errichtet und dort wurde Sprengstoff hergestellt. Der Betrieb lag in einem größeren Waldgebiet und war somit vor Luftangriffen relativ sicher. Diese Zwangsarbeit, die Sie in dem Rüstungsbetrieb verrichten mussten, war ja sehr gesundheitsschädigend.

Frau Pusztai: Ja, der Betrieb war gut versteckt. Noch heute existieren ein paar Gebäude dieses ehemaligen Betriebes. Es gab zwei Lager, die sehr ähnlich waren, Hessisch-Lichtenau und Münchmühle. Beide Betriebe wurden schon kurz nach der Machtübernahme Hitlers für die Herstellung von Sprengstoff errichtet. Wir kamen im August 1944 in Allendorf an, in unserem einzigen Kleid aus grauem Leinenstoff mit einem Kopftuch auf unserem kahlen Kopf. Anfangs haben dort deutsche Arbeiter gearbeitet, deshalb gab es dort warmes Wasser, warme Duschen nach jeder Schicht. Das gab es nur in Hessisch-Lichtenau und Münchmühle. Für uns war das warme Wasser wichtig zum Überleben. Von der Zeit als die Deutschen dort gearbeitet haben, gibt es noch Fotos. Die Arbeiter trugen damals Schutzschürzen aus Leder, eine Gesichtsmaske zum Schutz vor den Chemikalien, Stiefel und Handschuhe. Und wir, die Zwangsarbeiterinnen, hatten keine Schutzkleidung vor den Chemikalien, TNT und Salpeter und so. Mit den Händen mussten wir in die Fässer greifen, wir mussten die Papiersäcke mit den Chemikalien tragen und das ohne Schutzkleidung. Die Säcke sind oft beim Tragen gerissen und das Zeug lief über unsere Kleidung, so dass wir nach ein paar Tagen gelb waren. Die Anwohner sagten dann: „Na ja, da kommen die Zitronen“. Wir kamen ja kahlgeschoren aus Auschwitz. Nach vielleicht sechs Wochen wuchsen unsere Haare wieder und durch die Chemikalien färbten sie sich lila und gelb, lila in den verschiedensten Tönen. Das „war sehr schön“, lila und gelb passen ja zusammen. Im Winter bekamen wir etwas wärmere Kleidung, Mäntel, die der Lagerleiter aus Auschwitz angefordert hatte, aber in den Baracken wurde nicht geheizt. Es gab zwar Öfen, aber kein Holz. Unsere Stube in der Baracke war klein, dort standen acht Etagenpritschen.

Dr. Kampe: Wie verhielten sich die Aufseher zu den Zwangsarbeiterinnen?

Frau Pusztai: Wie ich später erfahren habe, war es üblich, bevor ein Lager in einem Betrieb eröffnet wurde, kamen SS-Leute zu den Arbeiterinnen und haben für die Aufgaben als Aufseherin „Werbung“ gemacht. Danach wurden diese Frauen nach Ravensbrück zur Ausbildung als Aufseherin geschickt. Dort haben sie gelernt, wie sich eine richtige SS-Aufseherin zu benehmen hat. Man hat sie gut unterrichtet und ausgebildet.

Diese Frauen waren scheußlich. Wir hatten einen erfahrenen SS-Hauptscharführer als Lagerführer, der war so um die 50 Jahre alt. Er hatte vielleicht etwas mehr Verstand als die anderen. Ihm war bestimmt bewusst, dass der Krieg bald zu Ende sein würde, er war irgendwie menschlicher als die anderen. Er hieß Adolf Wuttke⁶ und war vorher im KZ-Buchenwald gewesen. Vielleicht hat man ihn für seine dort erreichten Verdienste zu uns als Lagerkommandanten geschickt. Er war menschlicher, so durfte man uns nur schlagen, wenn wir den Aufseherinnen dazu einen Grund gegeben hatten. Das war etwas Wunderbares, denn in Auschwitz wurde man für alles bestraft. So wurde man zum Beispiel geprügelt, wenn man nur gerade da lief, wo auch eine Aufseherin lief. Sein Stellvertreter, Unterscharführer Ernst Schulte, war grausam, wir hassten ihn alle. Die Aufseherinnen waren so scheußlich, ich denke, so unbarmherzig können Männer gar nicht sein. Ich habe es ausgehalten. Hätte ich je Feinde im Leben gehabt, ich hätte selbst diesen nicht gewünscht, so etwas durchzumachen.



Gedenkstätte Münchmühle
Foto: DIZ/Stadtmuseum Stadtallendorf

Dr. Kampe: Sie schreiben in Ihrem Buch von einem Mann, der wirklich menschlich gewesen ist.

Frau Pusztai: Über einen dieser Menschen, die immer geholfen haben, muss ich einfach sprechen. Wir hatten einen Vorarbeiter, er hieß Peter. Peter sah aus wie ein Orang Utan mit einem Engels Gesicht. Er war so groß und mächtig und hatte eine Stimme wie zwei Löwen zusammen. Seine Stimme war so laut, dass wir ihn schon von weitem hörten und wussten, jetzt müssen wir fleißig arbeiten, damit uns nichts passiert. Und er kam und brüllte und brüllte, er war ja unser Vorarbeiter. Und wenn er bei uns war „fielen“ seine zusammengelegten Brötchen, die er von seiner Frau jeden Morgen bekam, vor unsere Füße. Auch kleine grüne, saure Äpfel „fielen“ aus seinen Taschen vor unsere Füße. Ich sage immer, so kleine grüne, miese Äpfel gibt es in ganz Ungarn nicht. Aber wir hatten was Besonderes zu essen. Wir haben ihn so geliebt, unseren Peter. Als ich 2003 in Allendorf als Zeitzeugin war, habe ich auch über diesen Peter gesprochen. Keine Reaktion von dem Publikum. In 2004 war ich wieder in Allendorf und habe auch über diesen Peter gesprochen. Da kam eine Frau auf mich zu und zeigte mir ein Bild von Peter und sagte, das war mein Vater. Sie sagte mir, sie sei damals noch ein kleines Kind gewesen und die Familie hätte immer Angst, dass herauskommen würde, wie ihr Vater uns, den Zwangsarbeiterinnen, geholfen habe, denn dies hätte böse Folge für die Familie haben können. Ich wollte in Yad Vashem eine Ehrung für Peter erreichen, die an die Familie gegeben werden sollte; aber die Familie wollte diese Ehrung nicht. Nie werde ich erfahren warum.

Dr. Kampe: Wie haben Sie dann die Befreiung erlebt?

Frau Pusztai: Wenn man so alt ist wie ich, kann man viele Geschichten erzählen. Was ich Ihnen aber unbedingt sagen möchte ist, mein Vater hat mir jeden Abend eine Geschichte erzählt. Nicht aus einem Buch, aus seinem Kopf. Und jede dieser Geschichte begann mit den Worten: Es war einmal ein Mädchen und das hieß Éva. Die Éva ist zusammen mit mir nach Italien gereist und gerade dann ist der Vesuv ausgebrochen und so weiter und so weiter. Also ich habe also im Erzählen eine Tradition und erzähle die banale wie wunderbare Geschichte meiner Befreiung:

⁶ Adolf Karl Wilhelm Wuttke (1890 – 1974), SS-Hauptscharführer, Kommandoführer des Lager Julius, einem Außenlager des KZ Buchenwald. Nach Ende des Krieges wurde sein Fall in den Buchenwald-Nebenprozessen verhandelt (US245, Case No. 000-Buchenwald-40, US vs Adolf Wuttke). Wuttke wurde am 20. November 1947 aufgrund des dritten Anklagepunkts, Misshandlung von Häftlingen, zu viereinhalb Jahren Gefängnis verurteilt.

Es kam der 28. März 1945. Wir sind an diesem Tag nicht in das Werk gegangen, das war schon entsetzlich aufregend. Warum denn? Es war am frühen Abend, da wurden wir aus den Baracken gejagt. Jede Fünferreihe hat ein Stück Brot bekommen. Wir mussten uns in der Kälte auf dem Appellplatz aufstellen, sind abgezählt worden und der Hauptscharführer hat uns gesagt, nun würden wir weggehen. Er sagte, das Lager würde jetzt evakuiert. Wohin? Wir wussten es nicht. Wir hatten große Angst, was uns nun erwarten würde.



Wir, also vielleicht tausend Frauen mussten dann einfach losmarschieren, mit kaum Proviant, losmarschieren ins Ungewisse. Die einzigen Kleidungsstücke, die wir hatten, war unser Leinenkleid, eine Art Jacke und „wunderbare“ Holzpantinen. Wer schon einmal ein paar Schritte in Holzpantinen gelaufen ist, weiß, wie das ist. Wir mussten stundenlang darin laufen. Wir hatten aber keine warmen Strümpfe, keine Socken und keine Unterkleidung. Also so dürtig bekleidet mussten wir dann losmarschieren. Ich weiß nicht mehr, wie viele Kilometer wir in dieser Nacht marschiert sind. Irgendwann standen wir vor einer Scheune.

Eine Scheune ist für mich etwas Wunderbares. Der Schafsgeruch, wie zuhause auf dem Gehöft meines Großvaters. Wir alle, die vielleicht tausend Frauen, wurden in die Scheune gepfercht. Am nächsten Morgen konnten wir nicht im Freien weiterlaufen, denn es gab Luftangriffe. Tausend Frauen, eine riesige Kolonne, wären ein leichtes Ziel gewesen.

Wir mussten also wieder warten, bis es dunkel wurde. Nachts hat man uns dann aus der Scheune gejagt, wir mussten uns wieder in Fünferreihen aufstellen und los ging's.

Und nun kommt wieder mein Name: *Nomen est Omen*. Das war wie das Ex-Libris meiner Kindheit: Ein kleines Mädchen geht über eine mondbeschienene Holzbrücke – als Anspielung auf meinen Namen Fahidi, was ja so etwas wie „Holzbrückler“ bedeutet. Vor dieser Scheune war ein ganz kleiner Bach. Über diesen Bach führte eine kleine Brücke, die aber so schmal war, dass die Fünferreihe nicht nebeneinander darüber gehen konnte. Vor der Brücke gab es deshalb einen Stau. Der Wachmann stellte mich in die letzte Reihe, ganz nach hinten. Ich war schon so schwach, dass ich glaubte, überhaupt nicht mehr gehen zu können. Der Wachmann mit seinem Hund ist dann ganz nach vorne zur Brücke gegangen und sorgte dort für „Ordnung“. Ich habe mich dann einfach ins Gras gesetzt. Ich hatte Angst, dass der Wachmann mit seinem Hund zurückkommen würde, mich anbrüllen würde, dass ich aufstehen müsse, um weiter zu laufen. Er fuchtelte mit seinem Gewehr herum und hatte gedroht, die zurückbleibenden Frauen zu erschießen. Aber er kam nicht.

Dann habe ich gehört, dass der Lärm von diesen tausend Frauen sich immer weiter entfernte und ich saß immer noch im Gras. Wissen Sie, wie schön es ist, im Gras zu sitzen? Und der Wachmann kam noch immer nicht zurück und es war Vollmond. Und irgendwann war ich ganz allein, bin dann schnell auf allen Vieren zur Scheune zurückgekrochen. Erst dann wurde mir klar, in welcher Lage ich war. War ich jetzt frei? Ich begriff es nicht. Allein in einer Scheune, in einem fremden, in einem feindlichen Land, über meinem Kopf der Krieg. Als ich in der Scheune ankam, hat sich in der anderen Ecke das Stroh bewegt. Eine Frau aus dem Lager lag dort, sie konnte schon nicht mehr aufstehen. Nun waren wir schon zu zweit. Nach und nach kamen weitere Frauen aus der Gruppe zurück in die Scheune und irgendwann waren wir schon 20 Frauen. Wir haben dann Wachen aufgestellt. Vier Tage haben wir noch dort verbracht. In dem nahen Dorf haben wir schon die weißen Betttücher an den Fenstern und auf dem Dach gesehen. Wir wussten also, dass die Amerikaner nicht mehr sehr weit sein konnten.

An diesem Abend entschlossen wir uns ins Dorf zu gehen, nach vier Tagen ohne Essen und ohne Wasser. Aus dem Bach konnte man nicht trinken, da das Wasser verseucht war. Am Dorfrand stand ein Panzer, der kein deutscher Tigerpanzer war. An der Seite trug er einen weißen fünfzackigen Stern. Wir hatten große Angst, denn die Soldaten wussten ja nicht, dass wir geflüchtete Zwangsarbeiterinnen waren. Sie konnten vielleicht auf uns schießen. Wir sahen nach vier Tagen ohne Wasser erbärmlich aus, dünn, abgemagert, in kaputten Kleidern. Wir sind einfach stehen geblieben. Sie kamen auf uns zu. Sie hatten vorher noch nie Häftlinge aus einem deutschen Arbeitslager gesehen. Die Soldaten waren die Vorhut der 6. amerikanischen Panzerdivision. Und das waren alles Dunkelhäutige. Amerika ist eine große Demokratie. Alle Menschen sind gleich. Aber eine gefährliche Vorhut übertrug man lieber den „Farbigen“. Einer von den Soldaten hat gesehen, dass ich vor Kälte zitterte. Er kam auf mich zu und gab mir seinen Pullover. Ich habe diesen lange aufbewahrt. Heute ist er im Museum von Stadtallendorf. Man hat uns in das erste Dorf, das damals Ziegenhain hieß, heute Schwalmstadt, gebracht. Der Soldat brachte uns in das erste Haus, das Bauernhaus der Familie Kurz. Der Sohn, Heini Kurz, war damals ungefähr 13 Jahre alt, mit dem bin ich noch heute gut befreundet. Und jedes Mal, wenn ich nach

Schwalmstadt komme, bringe ich ihm eine ganze Menge Schokolade mit, weil er Abstinenzler geworden ist und sich über ungarischen Wein nicht freuen könnte.



Zum Überleben braucht man Glück, sehr viel Glück. Die Tragödie ist, dass sehr viele Häftlinge nach der Befreiung gestorben sind, weil sie sich mit unverdaulichem Essen vollgegessen hatten. Und ich hatte großes Glück, warum weiß ich nicht. Ich bin in dem Haus sofort in die Küche gegangen und da stand auf dem Fensterbrett eine ganze Schüssel mit Kartoffeln. Die habe ich ohne Atem zu holen verschlungen.

Dr. Kampe: Dann sind Sie wieder so schnell wie möglich nach Ungarn zurückgekehrt.

Frau Pusztai: So schnell ging es wirklich nicht. Der amerikanische Kommandant von Schwalmstadt hat uns gesagt, ihr könnt nicht nach Ungarn zurück. Dort sind jetzt die Russen, die Juden seien alle umgebracht worden. Der Verstand sagte mir, dass die Frauen nach der Selektion, die auf der anderen Seite jetzt alle tot sind. Die Hoffnung blieb dennoch, nach Ungarn zurückzukehren und vielleicht gab es doch noch Familienangehörige. Als wir ihm dann drohten, sein Büro anzuzünden, besorgte er uns einen Waggon und wir konnten in unsere Heimat fahren. Irgendwann kam ich dann doch in Ungarn an, kam nach Hause zurück. Aber von meiner Familie gab es niemanden mehr. Meine Eltern und Geschwister lebten nicht mehr. Es gibt kein Grab für meinen Vater und meine Mutter. Es gibt kein Leben, das lang genug ist, um so etwas zu vergessen.

Dr. Kampe: 1990 hat die Stadt Stadtallendorf, wie Allendorf jetzt heißt, die Namen aller Überlebenden des Zwangsarbeitslagers gesammelt und alle eingeladen.

Frau Pusztai: Wir haben Deutschland 1945 verlassen, mit all diesen schrecklichen Erinnerungen, die wir dort gesammelt hatten. Ich war fest entschlossen nie mehr, nie mehr, nach Deutschland zurückzukehren und nie wieder im Leben ein deutsches Wort auszusprechen. 1990 erschien in allen großen ungarischen Zeitungen eine Notiz mit vier Sätzen. Der erste Satz war, dass der Magistrat von Stadtallendorf alle ehemaligen Häftlinge suche, die in der Münchmühle waren. Wie, die Überlebenden, haben uns dann getroffen und gefragt, jetzt nach 45 Jahren, was wollen die denn immer noch von uns. Aber sie wollten uns doch nur einladen, um die damaligen Taten zu bedauern und um uns um Verzeihung zu bitten. Das war für uns dann die unvergessliche Versöhnungswoche in Stadtallendorf. Und das Schönste daran ist, als wir dort waren, aus dem kleinen Allendorf mit vielleicht 1.500 Einwohnern war die Stadt Stadtallendorf mit fast 20.000 Einwohnern geworden. Das war das Schöne, das war eine Wende um 180 Grad. Nach 45 Jahren haben wir ein ganz anderes Deutschland vorgefunden. Inzwischen spreche ich, denke ich, wieder ganz gut Deutsch. Ich war nun schon 16 Mal in Stadtallendorf.

Dr. Kampe: Die Stadt Stadtallendorf hat inzwischen Münchmühle zu einem Gedenkort gemacht, die Fabrik Dynamit Nobel, nun in der Innenstadt gelegen, ist ein Museum geworden.

Frau Pusztai: Heute kann ich stolz sagen, dass ich eine der ältesten Einwohner der Stadt Stadtallendorf bin, denn ich war schon dort, als es die Stadt noch nicht gab. Dem Bürgermeister habe ich gesagt, wenn ich 90 Jahre alt werde, will ich von ihm einen Blumenstrauß haben. Dieses Jahr im Mai ist es soweit, und er hat mir gesagt, dann werde ich Ehrenbürgerin der Stadt Stadtallendorf. Das ist doch Mal etwas!

Dr. Kampe: In dem Interview, dass Sie gegeben haben und das auf der DVD zu hören ist, haben Sie gesagt, Sie möchten nicht sterben, bevor sich der ungarische Staat offiziell für die aktive Mithilfe an der Deportation und der Ermordung der 430.000 ungarischen Juden entschuldigt.

Frau Puztai: So lange kann ich leider nicht warten. Ich würde es mir sehr wünschen, aber es wird wohl nicht passieren. Der Antisemitismus ist heute wieder schrecklich in Ungarn. Niemals war Ungarn eine richtige Demokratie, wir haben keine demokratische Tradition. Im Feudalismus haben wir eine ausgezeichnete Tradition, auch im Stalinismus. Auch wenn es manchmal Gutes in Ungarn gibt. Der Antisemitismus ist in Ungarn so tief in die Seelen eingepflegt, wie sonst nirgends, einfach unverständlich.

Frage aus dem Publikum: Mich würde interessieren, wie Ihr Leben nach diesen entsetzlichen Vorkommnissen verlief. Konnten Sie irgendwann wieder ein einigermaßen normales Leben aufnehmen? Wenn ja, vielleicht wann?

Frau Puztai: Ich hatte damals noch einen Onkel in der damaligen Tschechoslowakei. Der hat meinen Namen gelesen, unter denjenigen, die aus Deutschland zurückgekommen sind. Wir, die Überlebenden, haben große Listen mit unseren Namen aufgeschrieben, damit das Rote Kreuz sehen konnte, wer überlebt hat. Diese Listen hat das Rote Kreuz veröffentlicht, auch auf allen Bahnhöfen, und da hat er meinem Namen gefunden. Er war damals Arzt in der heutigen Slowakei. Als ich in Debrecen ankam, wurde ich nicht in mein Elternhaus hineingelassen, denn da wohnten jetzt andere Menschen. Er, der Onkel, hat mich dann in Debrecen abholen lassen und ich habe zwei Jahre bei ihm gelebt. Er hat mich gesund gepflegt. Dann bin ich nach Ungarn zurückgekehrt, um wieder ein normales Leben zu beginnen. Ich habe dann einen Mann, einen überzeugten Kommunisten kennen und lieben gelernt. Er stammte auch aus einer jüdischen Familie. Er gab mir irgendwann ein Buch, das ich unbedingt lesen müsse. Es war das „Kapital“ von Karl Marx. Also ich habe das „Kapital“ vom ersten bis zum letzten Buchstaben gelesen. Ich war eine sehr „begeisterte“ Kommunistin, na freilich. So hat also mein „normales“ Leben in Ungarn angefangen. Wie es damals in kommunistischen Ländern üblich war, hat man auch in Ungarn so genannte „Schauprozesse“ durchgeführt. In so einem Prozess ist mein Mann verurteilt worden. Ich war damals die Leiterin der Kulturabteilung im Landratsamt und ich habe dort sehr gerne gearbeitet. Aber nach dem Prozess hat man mich entlassen. Ich musste auch unsere Wohnung verlassen und in einem Stahlwerk arbeiten.

Irgendwann dachte ich, dass ich wenigstens für meine Sprachkenntnisse ein Papier haben sollte, so habe ich dann für meine Deutsch- und Französischkenntnisse ein Zeugnis bekommen. Mit diesen Zeugnissen bin ich dann zu einem Außenhandelsunternehmen gegangen. Da hat sich dann herausgestellt, dass ich ein Verkaufsgenie war für Grubenstützen aus Stahl. Ich habe dann noch ein Diplom in Stahlkenntnissen erlangt, damit ich über Stahl wenigstens so viel wusste, wie meine Kunden. Die Stahlkonstruktionen ersetzen die Holzstempel, die in den Bergwerken verrotteten.

MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

TEMPORARY REGISTRATION **Zeitweilige Registrierungskarte**

Name **Eva Fahidy** Alter **18** Geschlecht **weiblich**
Name Age Sex

Ständige Adresse **K.Z.-Lager Auechwitz** Beruf **Ex-Häftling**
Permanent Address Occupation

Jetzige Adresse **Niedergrenzebach**
Present Address

Der Inhaber dieser Karte ist als Einwohner von der **10000** **Gemeinde Niedergrenzebach** vorschrittmäßig registriert und ist es ihm oder ihr strengstens verboten, sich von diesem Platz zu entfernen. Zuwiderhandlung dieser Maßnahme führt zu sofortigem Arrest. Der Inhaber dieses Scheines muß diesen Ausweis stets bei sich führen.

The holder of this card is duly registered as a resident of the town of **Niedergrenzebach** and is prohibited from leaving the place designated. Violation of this restriction will lead to immediate arrest. Registrant will at all times have this paper on his person.

833
Legitimation Number
Identity Card Number

Fahidy Eva
Unterschrift des Inhabers
Signature of Holder

Right Index Finger

Name and Rank
Mil. Gov. Officer, U.S. Army
MILITARY GOVERNMENT
DEPARTMENT
Datum der Ausstellung
Date of Issue

(Dies ist kein Personal-Ausweis und erlaubt keine Vorrechte)
(This is not an identity document and allows no privileges.)

Registrierungskarte für Éva Fahidy (Éva Puztai) vom 21.08.1945

Dr. Kampe: Frau Puztai, ich danke Ihnen ganz herzlich, dass Sie heute hier bei uns gewesen sind und uns über Ihr Leben und Ihre schrecklichen Erlebnisse erzählt haben. Ich denke, wir können heute sehr dankbar sein, dass Überlebende von Lagern und KZs überhaupt mit uns reden.

Frau Puztai: Ich muss doch noch etwas sagen. Es gibt keine Kollektivschuld. Jeder Mensch ist nur für das verantwortlich, was er selbst angestellt hat. Niemand kann zur Verantwortung gezogen werden, weil sein Großvater, sein Vater oder wer auch immer in seiner Familie ein Täter gewesen ist.

Für mich muss ich sagen: Ich fühle mich nicht als Opfer, weil ich ja noch da bin. In dieser „Geschichte“ habe ich gewonnen. Aber, daran habe ich oft gedacht: Wie kann ein Täter heute mit seinen Erinnerungen leben? Wie hat er in den letzten 70 Jahren gelebt? Was hat es mit seiner Seele getan?

Das Gespräch mit Frau Éva Fahidi-Puztai führte Dr. Norbert Kampe, Leiter der Gedenk- und Bildungsstätte Haus der Wannsee-Konferenz.

- Éva Fahidi: Die Seele der Dinge. Berlin: Lukas Verlag 2011, 239 S. ISBN 978-3-86732-098-6
- Mut zum Leben. Die Botschaft der Überlebenden von Auschwitz. Ein Film von Christa Spannbaier und Thomas Gonschior. DVD. Berlin: AbsolutMedien 2013. ISBN: 978-3-8488-4008-3
- Gedenkstätte Münchmühle: <http://www.diz-stadtallendorf.de/index.php?menuid=36>



Foto Seite 8: Gedenkstätte Münchmühle (Abdruck mit Genehmigung des DIZ/Stadtmuseum Stadtallendorf)

+++++



© Haus der Wannsee-Konferenz
Berlin, Januar 2014

**I
m
p
r
e
s
s
u
m**

Herausgeber

Haus der Wannsee-Konferenz - Gedenk- und Bildungsstätte
Am Großen Wannsee 56-58 ▪ D-14109 Berlin
Telefon: 030 - 80 50 01 0 ▪ Telefax: 030 - 80 50 01 27
eMail: info@ghwk.de ▪ Internet: www.ghwk.de
Redaktion: Michael Haupt, GHWK (V.i.S.d.P.)

Bankverbindung

Deutsche Bundesbank Berlin
Konto: 1000 7345 ▪ Blz 100 000 00
IBAN: DE15 1000 0000 0010 0073 45 ▪ BIC: MARKDEF1100
Kontoinhaber: Erinnern für die Zukunft - Trägerverein des Hauses
der Wannsee-Konferenz e.V. (Spenden sind steuerlich absetzbar).
USt-IdNr.: DE241194215.